

## **WARUM WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION MANCHMAL SO SCHWER IST ... UND AUCH DEREN BEWERTUNG**

**NINA JANICH**

*Nina Janich ist Professorin am Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft der Technischen Universität Darmstadt. Zu ihren Forschungsgebieten zählen Fragen der Sprachkultur und Sprachkritik sowie Sprachanwendung in der Wissenschaft. Zudem ist sie Jury-Sprecherin der sprachkritischen Aktion „Unwort des Jahres“.*

Frau Professorin Janich, Sie beschäftigen sich unter anderem mit der Frage, welche Schwierigkeiten entstehen können, wenn sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener Fächer miteinander austauschen wollen. Was sind die typischen Probleme?

Die interdisziplinäre Kommunikation stellt insofern für alle Beteiligten eine Herausforderung dar, als ja jede und jeder zwar Expertinnen und Experten in ihrem oder seinem Fachgebiet, aber meist mehr oder weniger Laie in den anderen Fächern ist. Innerhalb der science community gibt es zwar ein breites gemeinsames Fundament dessen, was man – sprachlich-kommunikativ, theoretisch, methodisch - unter Wissenschaftlichkeit versteht. Aber es gibt immer auch große fachspezifische Unterschiede. Das fordert in unterschiedlicher Weise heraus:

Je näher sich zwei kooperierende Fächer im Blick auf Arbeitsweisen und Forschungsgegenstand stehen, desto eher kann es zum Missverständnis kommen, man würde bei der Verwendung von Termini vom selben semantischen Konzept bzw. demselben methodischen Zugang reden, obwohl tatsächlich deutliche Unterschiede bestehen (in den Sozial- und Geisteswissenschaften z.B. bei Begriffen wie Medium oder Diskurs, in den Naturwissenschaften z.B. bei Begriffen wie Gen oder Art).

Je verschiedenartiger zwei kooperierende Fächer arbeiten, desto offensichtlicher nötig, aber auch aufwendiger sind grundlegende Verständigungsprozesse über Erkenntnisinteressen und Methoden.

Die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wissen um solche Unterschiede und den entsprechenden kommunikativen Mehraufwand. Dennoch können daraus auch Konflikte entstehen, wenn es z.B. darum geht, sich unter Zeitdruck auf ein konkretes Projektdesign und gar einen gemeinsamen

Forschungsantragstext zu einigen. Dann werden disziplinäre Interessen plötzlich strategisch wichtig, Claims werden abgesteckt, Hierarchien kommen oft stärker zum Tragen – kurz: es wird auch auf der Beziehungsebene aufwendiger.

**Wenn es schon schwierig ist, sich innerhalb von Wissenschaftsgemeinschaften auszutauschen, ist dann der Austausch mit der Praxis erst Recht eine heikle Angelegenheit?**

Ja – es geht in der wissenschaftsexternen Kommunikation sowohl darum, wissenschaftliches Wissen möglichst nachvollziehbar zu vermitteln (1. Transformationsleistung), als auch darum, sich trotz unterschiedlicher Kommunikationsstile in Wissenschaft, Medien, Politik oder Wirtschaft überhaupt zu verstehen und dem anderen in seinen möglicherweise abweichenden Kommunikationsbedürfnissen entgegenzukommen (2. Transformationsleistung). Geht es bei ersterem wie in der interdisziplinären Kommunikation darum, Begrifflichkeiten, wissenschaftliche Arbeitsprozesse und Forschungserkenntnisse möglichst klar zu (er)klären, so kann zweiteres schon die grundlegende Zwecksetzungen der Kommunikation betreffen, die unterschiedlich akzeptablen Komplexitätsgrade, die Akzeptanz von pointierten Positionierungen oder schon allein die Frage, wie schnell kommunikativ reagiert werden muss.

**Können Sie uns ein Beispiel für einen besonders gelungenen Austausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit nennen?**

Nun, da kommt es ja sehr darauf an, was Sie unter „gelungen“ verstehen und welche Kontexte des Austausches *der(?)* Wissenschaft mit *der(?)* Öffentlichkeit Sie konkret im Blick haben. Wissenschaftskommunikation kann zum Beispiel ausgesprochen gelungen sein, wenn bei einem öffentlichen wissenschaftlichen Vortrag die Zuhörerinnen und Zuhörer angeregt mitdiskutieren und am Ende des Abends sowohl die/der Vortragende als auch das Publikum das Gefühl haben, einen Sachverhalt oder auch den jeweils Anderen etwas besser verstanden zu haben und etwas „mit nachhause zu nehmen“. Vielleicht meinen Sie aber auch eher eine Situation, in der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler politisch etwas bewegen konnten? Dann könnte man beispielsweise die Warnungen vor einem flächendeckenden Waldsterben wie die von Bernhard Ulrich (Göttingen) oder Peter Schütt (München) ab 1980 anführen, die zwar erst zu einer gewissen öffentlichen Hysterie geführt haben, dann aber politisch unmittelbar wirksam waren und am Ende die deutsche Umweltpolitik als Ganzes maßgeblich beeinflusst haben (siehe z.B.

den Rückblick von Bernhard Pötter in der taz vom 30.3.2015, <http://www.taz.de/!5014939/>). Man sieht an diesem Beispiel aber auch sehr schön, dass es für die Wissenschaftskommunikation gesellschaftlich und politisch „passendere“ oder „unpassendere“ Momente gibt, die über den Erfolg mitentscheiden. Und dass auch die Bewertung des Erfolgs davon abhängt, wann und aus welcher Perspektive man solche Kommunikationsbeispiele bewertet.

**Haben Sie auch Fälle analysiert, in denen der Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis nicht gut funktioniert hat?**

Auch hier ist sehr uneindeutig, was „nicht gut funktioniert“ heißen soll, weil das offen lässt, aus wessen Sicht und im Hinblick auf welche Art von Kommunikationszielen etwas „funktioniert“ hat – möglicherweise wird das in Wissenschaft und Praxis sehr unterschiedlich beurteilt. Allgemein gilt es als ein Problem, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ungern knappe Statements abgeben, dass Journalistinnen und Journalisten aber meist genau das mit Blick auf Zeit/Platz und Zielgruppen brauchen und wollen. Wissenschaftliche Arbeit macht es aus, genau zu beschreiben, sorgfältig abzuwägen und methodisch gesicherte Forschungsergebnisse zu präsentieren. Dies erschwert es zwangsläufig, sich kurz zu fassen, zumal es normalerweise ja um komplexe und voraussetzungsreiche Problemstellungen geht, die nicht immer einfach zu erklären sind. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und Journalistinnen und Journalisten müssen daher einen Kommunikations- bzw. Berichts-Modus finden, bei dem die einen noch das Gefühl haben, dass ihre Erkenntnisse angemessen komplex und korrekt wiedergegeben werden – und der es zugleich den anderen ermöglicht, zu ausreichend kurzen, verständlichen und pointierten Texte für ihre Leserschaft zu kommen. Das ist und bleibt immer eine Herausforderung. Zudem gibt es innerwissenschaftlich sehr unterschiedliche Haltungen dazu, inwiefern eine Kommunikation mit der Öffentlichkeit über die Universität und das wissenschaftliche Publikationswesen hinaus überhaupt zu sinnvollen Aufgaben der Wissenschaft gehört (jüngst zum Beispiel in der Kommunikationswissenschaft in einer Debatte im Wissenschaftsmagazin *aviso* der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft/DGPuK, Nr. 68, Frühjahr 2019) – entsprechend wird es community-intern auch sehr unterschiedlich akzeptiert und honoriert.

Die Frage sollte sich also weniger auf konkrete einzelne Missverständnisse beziehen – die werden ja meist schnell offensichtlich und können dann auch

geklärt werden. Wichtiger scheint es mir, viel grundsätzlicher zu prüfen, wann gar nicht miteinander geredet wird oder womöglich aneinander vorbei – deshalb forschen wir dazu, welche Rolle innerwissenschaftliche Kontroversen oder methodisch bedingte und damit unumgehbare Unsicherheiten von Prognosen, Modellen oder Laborexperimente in der externen Wissenschaftskommunikation spielen. Grundsätzlich sind bei komplexen Themen auf allen Seiten möglichst kompetente und vor allem integre Persönlichkeiten mit einem Willen zur Kooperation und sachorientierten Problemlösung gefordert.

**Sie untersuchen auch Kindersachbücher und Werbesprache. Sollten sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Darstellung Ihrer Forschungsergebnisse an Kindersachbüchern oder Werbetexten orientieren?**

Das wäre ein Missverständnis, das alles unter einen Hut zu packen. Nicht nur meine Forschungen zeigen, dass Texte prinzipiell möglichst adäquat zugeschnitten sein sollten auf Zielgruppe, Thema, Situation und Medium, damit sie ihre unterschiedlichen (z.B. werbenden, erklärenden, aufklärenden) Funktionen erfüllen können.

Es reicht also erst einmal schon, wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vor dem Sprechen oder Schreiben bewusst darüber nachdenken, wem sie was wie und warum (und bis zu welchem Komplexitätsgrad) vermitteln wollen. Dann schreiben sie ihren Aufsatz für die Fachzeitschrift anders als eine Pressemitteilung oder das Konzept für eine Kinderuni-Vorlesung und begehen z.B. nicht den durchaus häufigen Fehler, einen eigentlich als Aufsatz für eine Fachzeitschrift gedachten Text als Vortrag auf einer Konferenz zu verlesen.

Werben tut man für sich als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler übrigens meiner Meinung nach schon dann, wenn man gut verständliche Texte nicht automatisch für inhaltlich simpel hält, sondern wenn man auch interdisziplinär und wissenschaftsextern gesprächsbereit bleibt, wenn man klar und gut strukturiert schreibt oder spricht und wenn man sein jeweiliges Publikum ernst nimmt.

**Gibt es Forschungsthemen, die so komplex sind, dass sie nicht der Öffentlichkeit kommuniziert werden können?**

Gerade im Rahmen der Grundlagenforschung gibt es sicher viel, was nicht unbedingt gleich öffentlich kommuniziert werden muss, eben weil es erst

einmal ein Fundament für weiteres und dann erst wieder stärker anwendungsbezogenes wissenschaftliches Arbeiten darstellt. Anderes ist wahrscheinlich zu komplex und es müsste weit ausgeholt werden, um es angemessen zu erklären. Nicht umsonst gibt es die zunehmende Spezialisierung und fachliche Ausdifferenzierung, weil die/der Einzelne nicht alles wissen und verstehen kann. Ich würde aber deshalb keinesfalls ganze Arbeitsgebiete oder Kolleginnen und Kollegen mit bestimmten Forschungsinteressen generell aus der Verantwortung für eine externe Wissenschaftskommunikation entlassen.

Sie sind Sprecherin der Jury der sprachkritischen Aktion „Unwort des Jahres“. Die Jury besteht überwiegend aus Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern, die entscheiden, ob Wörter oder Formulierungen gegen „sachliche Angemessenheit oder Humanität“ verstoßen. Erfolgt das Auswahlverfahren nach rein wissenschaftlichen Kriterien oder sehen Sie sich hier eher als Aktivistin?

Wir alle in der Jury bemühen uns, unser linguistisches Wissen sinnvoll und konstruktiv in die Sortierung der aus der Bevölkerung eingesandten Vorschläge und in die konkrete Auswahldiskussion zum jeweiligen Unwort einzubringen. Die Unwort-Wahl ist aber trotzdem keine im engeren Sinne wissenschaftliche Veranstaltung. Sie ist tatsächlich eher aktivistisch, aber – und da liegt oft das Missverständnis – nicht politisch-aktivistisch, sondern sprachkritisch-aktivistisch. Das heißt: es geht uns nicht um die Kritik an bestimmten politischen Positionen (auch wenn wir natürlich nicht außerhalb des Diskurses und der Gesellschaft stehen und unsere politischen Neigungen nicht ganz eliminieren können). Es geht vielmehr um eine Kritik an sprachlichen Formen, sozialen Umgangsweisen und kommunikativen Intentionen: Verschleierung, Irreführung, Diffamierung oder das Infragestellen von die Demokratie prägenden Diskussionsprinzipien können aus allen politischen Lagern oder auch aus Wirtschaft, Presse oder Verwaltung kommen und sind im Sinne einer kommunikativen Ethik und einer Verantwortung für öffentliches Sprechen mit guten Gründen kritisierbar. Also: ein bisschen Sprachwissenschaft ja, aber methodisch keine wissenschaftliche Analyse. Eher der Versuch einer fundierten und gut begründeten Kritik, gewürzt mit etwas Aufklärung. Und insgesamt ganz sicher ein Plädoyer nicht für ein Redeverbot, sondern im Gegenteil für mehr Diskussion darüber, welche soziale Wirklichkeit wir uns mit Sprache und Kommunikation bauen (wollen).

### Welchen Nutzen haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von dem Dialog mit der Praxis?

Dass sie Bodenhaftung behalten, dass sie an den lebensweltlichen Problemen dranbleiben und dass sie von Erfahrungen, Einsichten und Perspektiven profitieren können, die sie selbst systembedingt nicht machen bzw. einnehmen können. Und dass sie eben auch selbst Einfluss darauf nehmen können, dass und wie ihre Forschungsergebnisse außerhalb ihres Faches ankommen und aufgenommen werden.

### Wie können Hochschulen bzw. die Hochschulpolitik den Wissenschaftsdialog fördern?

Indem sie „windows of opportunity“ schaffen, also Zeit und Raum zur Verfügung stellen und Gelegenheiten zum Austausch fördern. So wie zum Beispiel die Rhein-Main-Universitäten und die Stiftung Mercator mit dem Mercator Science-Policy Fellowship-Programm oder auch durch Kooperation mit bestehenden Praxisnetzwerken (wie zum Beispiel die Beteiligung der TU Darmstadt an der wissenschaftsjournalistischen Großveranstaltung „WissensWerte“ 2018 in Darmstadt). Am Ende ist dann aber doch auch immer die einzelne Wissenschaftlerin, der einzelne Wissenschaftler gefordert mitzumachen.